

Theater und Kunst

Staatsaufspieler und Staatsopernsänger

Auf die Erneuerung mehrerer Kammerchauspieler und Kammerchauspielerinnen an den Staatstheatern, folgen nun weitere Titelverleihungen. Mit dem Titel Staatschauspieler, bzw. Staatschauspielerin, wurde eine Auszeichnung geschaffen, die dem früheren Titel Hofchauspieler entsprechen soll. Diesen Titel werden ziemlich viele Mitglieder des staatlichen Schauspielers erhalten, die seit einer gewissen Anzahl von Jahren hier wirken. In jenen Fällen, in denen es sich um Künstler handelt, die schon früher den Titel Hofchauspieler erhalten haben, kann selbstverständlich dieser Titel weitergeführt werden. Die Schaffung des neuen Titels war schon seit längerer Zeit vorgesehen, ist also nicht etwa eine Folge der verschiedenen kleinen Mäßen, die sich aus den Verleihungen des — im Range übrigens höher stehenden — Kammerchauspielerstitels ergeben haben. Es muß übrigens bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß die Anrechnung zu diesen unterchiedlichen Verleihungen gerade aus künstlerischen Gründen, daß es also in gleichermaßen vernünftig ist, daß sich nun eine Anzahl von Künstlern völlig zu Unrecht zurückgesetzt oder übergangen fühlte. Überdies wird auch daran gedacht, einigen besonders prominenten Mitgliedern der staatlichen Bühnen den Professortitel zu verleihen.

Die jüngsten Titelverleihungen an Sänger und Sängern sind bereits erfolgt und zwar wurde Fräulein Ella Flesch zur Staatsopernsängerin ernannt, die Herren Fitzau, Rissen und Wildhagen erhielten den Titel Staatsopernsänger.

Carmen

Reininszenierung im Nationaltheater

München wurde durch eine außerordentlich gepflegte Reininszenierung von „Carmen“ erfreut. Paul Schmitt, der den musikalischen Teil übernommen hatte, brachte die Oper in einem bestechenden, straffen Rhythmus heraus, der die ganze herrliche musikalische Farbenreue bis ins Detail erglänzen ließ. Die sehr ansprechenden Dekorationen, die viel Farbe und kräftige Form aufwiesen, stammten von Bassetti. In die eindringlichen Dekorationen hatte die Regie durch Kurt Barré die Massenmassen geschickt eingearbeitet. Ella Flesch sang die Titelrolle mit großem, eindringlichem Temperament. Für erstes Auftreten in dieser Rolle muß als ein voller Erfolg sowohl in musikalischer wie in darstellerischer Hinsicht gewertet werden. Fitzau als José sekundierte ihr mit einer eindringlichen Figur. Seine Stimme befindet sich in glänzender Verfassung. Robes Bariton als Escamilo war von überwältigender Wucht und strahlender Klangschönheit.

Carmen und Don José



Ella Flesch und Fritz Fitzau in der Neuinszenierung von „Carmen“ im Nationaltheater.

Ein Vorschlag

Von Hermann Bahr

Zeiten, die sich sicher füllen, sind ihrer Besten Sendung zu gewiss, daß ihnen der Sinn für die Vergangenheit erlischt. Sie gilt ihnen nicht, was soll sie mitten in lebendiger Gegenwart? Nachdenker gewahren freilich, daß diese so dreifache Gegenwart in den Händen zerbricht, die nach ihr greifen: kaum erfährt, wird sie selber schon auch wieder Vergangenheit. Gegenwart dauert nicht. Um uns darüber zu freuen, haben wir ihren treulosen Namen mit einem beständig klingenden verächtlich: wir sprechen von „unserer Generation“ und geben jeder Generation die Dauer von dreißig Jahren. Jüngere Zeiten scheint das eine Unmöglichkeit, es sei ja nicht ausgeschlossen, wenn die Generation wechselt, mit ihr in die neue hineinzuwachsen. Auch gibt es Generationen, denen offenbar alles Selbstgefühl fehlt, sie betonen sich nicht, sie schwimmen in der alten Generation mit, sie kommen gar nie zu sich, und wenn sie sich endlich doch befinden, ist es zu spät, sie werden von der nächsten überholt. Generationen dauern so lange, bis ihnen eine neue Jugend bedeutet, daß es jetzt genug ist: Um 1885 rief sie das vermeintlich Michael Georg Conrad in München und Arno Holz in Berlin waren die Vorwörter. Diese Generation währte denn auch richtig die gewöhnlichen dreißig Jahre: von 1885 bis 1915. Mein kleines Buch über den „Epreffionismus“, eine der ersten Anlagen des neuen Welters, schrieb ich zu Bayreuth im Sommer 1914, unmittelbar vor Beginn des Weltkrieges. Wir hätten also den Sinn einer neuen Generation erst um 1914 zu erwarten. Aber gab

Anna Bahr-Mildenburg in Wien

Sonderbericht der Münchener Telegramm-Zeitung Wien, 21. Jan.

In unserem Operntheater trat gestern ein gar seltener Gast auf: Frau Anna Bahr-Mildenburg als Klytemnestra in Richard Strauß' „Elektra“, in einer Rolle also, welche die Künstlerin gelegentlich der Wiener Erstaufführung des Straußschen Werkes, fast möchte man sagen, richtunggebend kreiert hatte. In dieser Rolle hatte sich Frau v. Mildenburg vor zwölf Jahren vom Wiener Publikum verabschiedet. Meines Erinnerns ist sie letzter im Wiener Operntheater nicht mehr aufgetreten. Trotz dieser langen Schwärze Zeit ist diese vorbildliche Gestalt der Klytemnestra gerade in dieser Partie den Wienern unvergänglich geblieben. Man erinnerte sich, mit welcher ungeheurer Kraft die Mildenburg die Klytemnestra zu gestalten wußte, man erinnerte sich ihrer großen tragischen Gebärden, der niederdrückenden dramatischen Akzente, die von der wohlüberdachten Leistung ausgegangen waren, und begleitete in diesem Gedächtnis die Künstlerin von Szene zu Szene. Das gewollt Unabwägbare der Leistung ist geblieben, aber es traten zu den elementaren Dingen neue hinzu, geistreiche Einzelheiten, und zum Schluß ein kühner, geistvoller, mit dem die Klytemnestra unter Feuer und Dampf abgegangen war. Der Umstand, daß sowohl beim Auftreten wie beim Abgang dieser Klytemnestra auf Mythen das Orchester im wüstenhellen Partio die ganze Wechselschönheit aufweist, verhinderte einen Embalgams- und Abgangsansatz, der aber nach Schluß der Vorstellung mit doppeltem Glanz einsetzte. Richard Strauß, persönlich am Dirigentenpult, war besonders gut aufgelegt, daher das heute gar nicht mehr problematische Werk als solches einen solchen Sturm des Beifalls entfesselte, daß Strauß inmitten der Darsteller immer wieder vor der Rampe erscheinen mußte. Als dies bereits einigemal geschehen war, veranlaßte Strauß, daß die übrigen Darsteller nicht erscheinen — auch er blieb eine Weile hinter dem Vorhang —, so daß Frau v. Mildenburg allein vor die Rampe trat, eine günstige Gelegenheit, die das Publikum gern und freudig zu einer großen Charakterisation für die einstige Primadonna der Wiener Hofoper benutzte.

Schubert-Konzert

In Wien geht seit Jahrzehnten eine kleine, bisher vermutlich noch nicht veröffentlichte Schubert-Anecdote um, die vielleicht sogar wahr, sicherlich aber für Schubert und für seine Zeit vollkommen charakteristisch ist. Der Verleger Doblinger spricht eines Tages in seinem Laden gerade mit einem vornehmen Kunden, da tritt ein kleiner, sehr bescheidener Mann mit einer Notenrolle unter dem Arm ein, dem Doblinger gleich bei der Tür zuruft: „Na, heut' ist mir!“ — Der kleine Mann verneigt sich, aber er nicht gelangt sei, zu verhandeln. Der kleine Mann drückt sich. Dem Kunden erklärt der Verleger: „Das ist ein gewisser Schubert. Der kamert alle Tag mit an neuen Lied oder mit an Quartett.“

Dem allmächtigen Verleger komponierte der arme Schubert zu viel. Man soll und muß an dieses bedrückte, kleine Schullehrerleben, das nur vom Sonnenglanz des eigenen Genies erhellt war, denken, wenn man die ungeheure Wucht vor sich sieht und hört, mit der nun Schubert anlässlich der Jahrhundertfeier seines Lebens wieder einmal aufsteht. Da er ein vollkommener Wiener ist, tönt aus seiner Brust die Sehnsucht der Fröhlichkeit und aus allem, was er singt, die Tragik des Geschicks, die noch immer daran gebunden war, wenn ein Großer in Wien zur Welt kam. Immer kommt gleich die Wehmut des Verdrüssens, wenn ihm einmal doch der Heroismus des Genies paßt. Das ist in der Unvollkommenheit ebenso, wie in der O-dur-Symphonie. Lebensflieger in seinem Namen, auf seinen Flügeln, dessen Gesicht sich nach 31-jährigem Erdenlauf vollendet hatte, sind heute die berühmten Kapellmeister. Darunter vor allem Kurt Mahler, der Samstag hier triumphal das Schubertkonzert dirigierte. Er dirigierte mit seiner gewaltigen Leidenschaft einen vielleicht etwas zu stark ins Heroische transportierten Schubert. Kann die Menschheit mit allem Bewußtsein, den sie in diesem Jahre über den Namen Schubert ausüben wird, auch nur ein Quentchen von der Schuld abtragen, die sie auf sich geladen hat, da Schubert, 31-jährig, in bitterer Armut starb?

Dugo v. Hofmannsthal kommt morgen hier an, um den Proben seines Dramas „Turm“, das am 5. Febr. im Prinzregententheater (Regie: Kurt Stieler) zur Uraufführung gelangt, beizuwohnen.

„Zwiebelfisch“ contra „Literarische Welt“

Am Samstag fand hier in der Belebungs-Agale des Herausgebers des „Zwiebelfisch“ Wolfganga v. Weber gegen die „Literarische Welt“ in Berlin die Verurteilungsverhandlung statt. Das Urteil der ersten Instanz 500 M Geldstrafe für den Schriftleiter Willi Haas sowie den Verleger — wurde bestätigt und die Verurteilung beworben.

Subtow in einer Seilanstalt

WTB, Bonn, 21. Jan.

Der Gatte der Prinzessin Viktoria zu Schaumburg-Lippe, Alexander Jablow, ist wie bereits gerüchelt bekannt wurde, einer Seilanstalt in Mülheim an der Ruhr verhaftet worden. Sein Lebenswandel wird als äußerst locker bezeichnet. Auch ist Subtow Alkoholik und Kokainist und soll in Bouvier Lokalen mit dem Revolver hantieren haben. Die Prinzessin führt sein Benehmen auf die Geistesverwirrung zurück, die er bei seinem Motorradunfall erlitt.

Personalnachrichten. Prinz Ferdinand vonenburg, Graf Hermann Fugger und Hofmarschall Graf Hardenberg sind in München eingetroffen. — Bischof Dajala ist in Holland eingetroffen, wo er seine Untersuchungen fortsetzt. — Dieser Tage sind es 25 Jahre geworden, daß St. Ottilien seinen ersten Abt, den noch regierenden Erzbischof Dr. Norbert Weber, O.S.B., gewählt hat. Die Bischofsfeier findet am Benediktinstag, dem 1. Februar statt. — Der Reparationsagent Barthelemy hat am Samstag in Brüssel Unterredungen mit dem belgischen Ministerpräsidenten Jaspar, dem Gouverneur der Nationalbank Frank und dem Staatssekretär Franquet über die Reparationsfragen. Am Nachmittag ist er nach Berlin abgereist. — Der amerikanische Ingenieur Goretz hat, der den Bau des Panama-Kanals durchgeführt hat, ist am Samstag gestorben. — Samstag verstarb hier im 75. Lebensjahre Herr Max Dofele.

Weser und Revalder. In einem Münchener Kaffeehaus kam es gestern um 3 Uhr früh, nachdem der Abend in fröhlicher Feststimmung verlaufen war, zu einem aufregenden Vorkauf. Eine Gesellschaft von acht Männern in deren Begleitung sich mehrere Frauen und Mädchen befanden, hatte des Guten zu viel genossen. Einer der Männer wünschte ein Glas Wein geschickt. Der Wirt gab ihm einen Spritzer Wein und füllte das Glas mit Sektessens. Trotz seines Aufstandes meckte der Gast die Mischung und er schrie, daß er „ausgeschmeißt“ werden solle. „Ich will einen Wein und wenn ich den nicht krieg', stecke ich dich nieder.“ Gäste kamen dem Bedrohlichen zu Hilfe und nun entstand eine Kauferei, bei der Tische und Stühle geackert. Der eine von der Gesellschaft zog sein Messer, ein anderer einen Revolver, den er drohend gegen die Gäste richtete. Gridackert ergriffen die meisten Gäste die Flucht. Eine Frau erlitt einen Herzschlag, mehrere Personen wurden verletzt. Schließlich wurden die Rabiaten aus dem Lokal geschickt. Die Täter wurden polizeilich festgenommen und das arifteste Weser und der Revalder beschlagnahmt.

Nachgeklagt. Ein 20-jähriger alter Kutscher schwand am Freitag in der Gabelsbergerstraße einem alleidatierigen Buchhalter Lohn-gelder in der Höhe von 2500 M heraus, die dieser für seinen Betrieb eben abgehoben hatte. Der Betrüger ging flüchtig. Auf Grund sofort eingeleiteter Verbindungen konnte er am Samstag in Ulm festgenommen werden. In seinem Besitz hatte er noch 2200 M.

Durch Gas getötet. Gestern vormittag wurde in ihrer Wohnung am Orleansplatz eine Feuerrevolverwunde lebenslos aufgefunden; das Zimmer war mit Gas gefüllt. Der herbeigerufene Arzt konstatierte nach einer halben Stunde lang Bewusstlosigkeit vor. Die Leiche wurde sofort in die Leiche entnommen. Die Frau ist das Opfer eines Unfalls geworden.

Die Fremdenaffäre von Neubork, der neue Film des Gemelka-Filmfabrik und des Gemelka-Filmfabrikers geht nach farbigem Auftakt, der einen realistischen Spielfilm von großer Wucht vermuten läßt, alsbald über in den Typ eines temporeinstimmigen Sensationsfilms, dem er bis zuletzt treu bleibt. Verfolgung berichtet vor: Verfolgung mit Auto, Flugzeug, Verfolgung eines von einem Arzt entführten Mädchens durch einen Vorer, der sich auch als Meister in seinem Fach prätendieren darf. Die Darstellung dieses blendend photographierten Films ist vorzüglich. Die biblische Kuth Miller und der famiole Monte Blue führen in toller Komik sehr es nicht. Die Illustration des Films, die ein Werk des Konzeptionsmeisters Hans Wittner, der den erkrankten Kapellmeister Bilquader vertritt, vertritt Gefühl für den Sinn der Filmgestaltung Technik im Uebergang und Sinn für Ausdrucksstärke.

DAS GESPENST IM LOUVRE

Abenteuer-Roman v. Fr. K. Falckenbergh

43. Fortsetzung

„Bitte kommen Sie“, lud die Ständinabierin ein. „Sie werden jetzt ein wenig ruhen.“

„Und ich“, erklärte Maurice de Thouras, „ich will bei unserer Freundin wachen...“

Einige Stunden später leistete Ella Bergen im großen Salon des Hauses von Anteuil Frau Mauroy Gesellschaft. Während Juliette den Tee servierte, erzählte sie dieser von den letzten Stunden ihrer Schwägerin. Da erschien der Kammerdiener und kündigte an:

„Der Direktor der Kriminalpolizei ist hier!“

Die Ständinabierin stand ein wenig über-rascht auf... während Frau Mauroy sie fragte: „Was will er denn hier machen?“

„Ich weiß es nicht... Aber es erscheint mir schwierig, ihn abzuweisen... Wenn Sie ihn aber nicht zu sehen wünschen, dann kann ich ihn ja in ein anderes Zimmer führen lassen.“

„Nein“, sagte Frau Mauroy. „Ich ziehe es vor, dabei zu sein... Jetzt, nachdem Sie mich durch Ihren so liebevollen Trost wieder gestärkt haben, fühle ich mich mutig genug, alle diese schmerzlichen Dinge durchzumachen.“

Die Gesellschaftsdame gab Dominik den Auf-trag, Herrn Kernal eintreten zu lassen. Dieser grüßte Ella Bergen und sah dann auf Frau Mauroy, die in diesem Schmerz verfunten, über-geben war. Die Ständinabierin küßte dem hohen Beamten ins Ohr:

„Das ist die Schwester von Fräulein Des-roses... Sie leidet sehr.“

Kernal verbeugte sich respektvoll vor Frau Mauroy, die ihm mit einem leichten Nicken dankte. Dann wandte er sich an die Gesellschafterin und sagte in erstem Tone:

„Ich habe einen sehr heilsamen Auftrag zu erfüllen.“

Ella Bergen sah ihn erstaunt an. Frau Mauroy schien sich um das nicht zu kümmern, was ihm die Vorging. Der Polizeidirektor fuhr fort:

„Obwohl der Zivilarzt die Leiche von Fräulein Desroses noch nicht untersucht hat, zwin-gen uns doch jetzt schon verschiedene bedenkliche Vorfälle, von denen wir allein Kenntnis haben, nicht zu übersehen, daß der Tod von Fräulein Desroses unter sehr verdächtigen Umständen eintrat.“

„Mein Herr, was sagen Sie mir da“, er-widerte die erkaunte und erregte Ständinabierin. „Ich verführe Ihnen im Gegenteil, daß unsere arme Freundin einem Herzleiden er-legen ist.“

„Der Untersuchungsrichter teilt diese Ansicht nicht.“

„Darf man wenigstens erfahren, worauf die Annahme dieses Beamten beruht?“

„Ich bedauere, Ihnen darauf nicht antworten zu können. Die Untersuchung muß, bis ein gegenteiliger Auftrag vorliegt, in der geheimen Weise vorgenommen werden. Ich kann Ihnen nur sagen, daß das Verdict den Auftrag erteilt, die Beerdigung aufzuschieben, damit eine medizinische Untersuchung vorgenommen werden könne.“

„Das bedeutet eine Autopsie...“

„Die innerhalb der kürzesten Frist stattfinden muß.“

Bei diesen Worten richtete sich Frau Mauroy plötzlich auf und rief mit schmerzverzerrtem Gesicht:

„Meine Schwester... Meine arme Schwester!... Oh! Nein, das nicht!... Nur das nicht!“

Der Polizeidirektor sagte sehr höflich: „Weider, gnädige Frau, ist der Gerichtsbeschluss unüberwindlich.“

Frau Mauroy fluchte: „Lassen Sie sie mir noch diese Nacht.“

„Das ist sehr schwierig... Ich möchte sagen, unmöglich.“

„Mein Herr, ich bitte Sie, ich sehe Sie an... Ich habe sie soeben gesehen... Sie ist noch so schön!... Oh! Lassen Sie sie mir doch bis morgen.“

Durch diesen Verzweiflungsausbruch geführt, entließ der Beamte:

„Guten Abend, gnädige Frau! Ich will nicht dazu beitragen, Ihren Kummer noch zu vergrößern. Ich werde die nötigen Vorkehrungen treffen.“

„Bitte kommen Sie“, lud die Ständinabierin ein. „Sie werden jetzt ein wenig ruhen.“

„Und ich“, erklärte Maurice de Thouras, „ich will bei unserer Freundin wachen...“

Einige Stunden später leistete Ella Bergen im großen Salon des Hauses von Anteuil Frau Mauroy Gesellschaft. Während Juliette den Tee servierte, erzählte sie dieser von den letzten Stunden ihrer Schwägerin. Da erschien der Kammerdiener und kündigte an:

„Der Direktor der Kriminalpolizei ist hier!“

Die Ständinabierin stand ein wenig über-rascht auf... während Frau Mauroy sie fragte: „Was will er denn hier machen?“

„Ich weiß es nicht... Aber es erscheint mir schwierig, ihn abzuweisen... Wenn Sie ihn aber nicht zu sehen wünschen, dann kann ich ihn ja in ein anderes Zimmer führen lassen.“

„Nein“, sagte Frau Mauroy. „Ich ziehe es vor, dabei zu sein... Jetzt, nachdem Sie mich durch Ihren so liebevollen Trost wieder gestärkt haben, fühle ich mich mutig genug, alle diese schmerzlichen Dinge durchzumachen.“

Die Gesellschaftsdame gab Dominik den Auf-trag, Herrn Kernal eintreten zu lassen. Dieser grüßte Ella Bergen und sah dann auf Frau Mauroy, die in diesem Schmerz verfunten, über-geben war. Die Ständinabierin küßte dem hohen Beamten ins Ohr:

„Das ist die Schwester von Fräulein Des-roses... Sie leidet sehr.“

Kernal verbeugte sich respektvoll vor Frau Mauroy, die ihm mit einem leichten Nicken dankte. Dann wandte er sich an die Gesellschafterin und sagte in erstem Tone:

„Ich habe einen sehr heilsamen Auftrag zu erfüllen.“

treffen, daß der Gerichtsarzt erst morgen früh kommt.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr“, sagte Frau Mauroy und sank weinend auf das Kissen. Kernal grüßte sie und ging, begleitet von Ella Bergen, während Frau Mauroy, den Kopf zwischen den Händen, zu weinen fortfuhr.

Gegen 11 Uhr abends schien alles im Hause von Anteuil zu schlafen. Kein Lichtstrahl durch die Vorhänge der Fenster, die auf Straße und Garten hinausgingen. Nur der Eingangs des Vestibüls war schwach beleuchtet. Seit geraumer Zeit war die Dienerschaft schon im Zimmer geangen. Nur Juliette hatte gerade noch einmal bei ihrer Herrin wachen zu dürfen. Im ganzen Hause, das einen verlassenem Eindruck machte, schien bis auf das Atelier, wo Totel lag, das Leben ausgestorben.

Frau Mauroy, Fräulein Bergen und Maurice de Thouras hielten den Divan herum auf dem noch immer die sterbliche Hülle eines unter frischen Blumen lag. In einer des geräumigen Gemaches kniete, sich die Hände in den Schößen der Zimmerpflanze. Die Kammerfrau und die Bediente, Fräulein Bergen, die auf dem schmerz-bewegten Gesicht von Frau Mauroy die Zeichen der Ermüdung bemerkte, sagte zu die-

„Sie sollten sich ein wenig Ruhe gönnen.“

„Lassen Sie mich noch bei ihr bleiben...“

„Sie dürfen Ihre Kräfte nicht verschwenden“, rief Maurice de Thouras.

„Am so weniger als sie diese noch nicht haben werden“, fügte die Gesellschaftsdame hinzu.

„Das ist wahr“, gab die junge Frau zu. „Sie brach auf einmal in Tränen aus...“

„Wenn ich daran denke, daß morgen... Ich es ist zu schrecklich!... Sagen Sie doch, Herr von Thouras, der sie ganz Paris kennen könnte, man nicht durchführe, daß diese lächerliche Sache nicht vor sich geht?“

„Das ist leider unmöglich!“

„Meine Schwester... Meine arme Schwester!...“

„Ich will sie noch einmal küssen...“

„Sie näherte sich der Toten... und brach die Lippen auf ihre Stirne... Dann nahm sie eine der Rosen, unter welchen die Leiche so blass verstaubt, schob sie unter ihr Kissen und sagte leise:

„Ich glaube gar nicht, daß ich sie so habe!“

„Sie wandte sich an die Ständinabierin und sagte:

„Ich sehe sie vor mir, noch ganz klein... war ihr eine zweite Mutter. Sie war so Jahre jünger als ich. Warum haben wir uns nicht verheiratet?... Daran zu denken, daß alles aus ist... daß ich sie niemals wiedersehen werde...“

„Sie wollte, als ob sie einer Ohnmacht er-liege.“

Fräulein Bergen sagte mit wider als fester Stimme:

„Weichen Sie hier nicht länger... Sie machen sich ganz unwillig krank... Denken Sie an Ihre Gatten, Ihre Kinder, die Sie zu Hause zurück lassen.“

„Ja, Sie haben Recht“, sagte Frau Mauroy ein wenig ruhiger.

Maurice de Thouras schlug vor: „Gestatten Sie mir, Sie in Ihr Zimmer bringen.“

Frau Mauroy nahm den Arm, den er reichte. Juliette trat näher und fragte: „Wann die gnädige Frau mich be-rufen sollte...“

„Ja, gewiß... gehen Sie, meine Liebe, unterföhle sie Fräulein Bergen. Ich will unterer Freundin bleiben...“

Frau Mauroy warf einen letzten Blick auf ihre Schwester... Dann ging sie mit Maurice de Thouras in den Garten hinaus. (Fortsetzung folgt)

Der verfilmte Roman
Ist zur Zeit zu sehen
REGINA-IMPERIAL
Lichtspiele Theater

Josef Plaut

Zwei Stunden Josef Plaut entlassen nicht weniger durchdringt, gefällig, gehalten wie bestes modernes Lustspiel. Es lohnte sich für die Sonntagsgastmächter des Residenztheaters einmal das höchstschöne auszu-suchen und einen so mit Gegenwart bis zum Heute angefüllten Sprecher wie diesen Plaut zu bringen. Man muß ihn eine Fischeu-Strömung oder seine modernen Amerikaner sprechen hören, um sich zu überzeugen, wie viel unabhingendes und doch durch Form und welt-männlicher Stil abendliches Zeitgefühl in diesem großen und reifen Künstler steckt. Die Fülle seiner mimischen und sprecherischen Mittel, seine Gabe der Charaktergebung und der schau-spielerischen „Metamorphose“, seine geistreich-liebe und Herzensbildung setzen immer aufs neue in Erstaunen. Dabei ist das alles nur Zugabe in der Gesamtwirkung seines mit volldemem Takt ausgemählten Programms, der Kern ist die Komik, ein Lachen verjüngende und aufbauende Realist, die das Leben neu farrung zerlegt. Das zahlreiche Publikum hat den reifen beweglichen Künstler und Menschen Plaut tief in sein Herz geschlossen.

Ella Flesch von der Staatsoper wurde von der Direktion der Subabnehmer Igl. Ober einge-laden, dort die weibliche Hauptrolle in „Jonny spielt auf“ zu singen.

Maria Bard ist erkrankt. Daher mußte gestern nachmittag im Schauspielhaus die Auf-führung „Thos macht alles“ abgesetzt und von „Rik“ fief aus.

berm die von 1914 überhaupt mit? Sie rühmt sich ihres neuen Geistes, aber was an ihrer Neugier ist denn Geist und was an ihrem Geist ist denn neu? Jede Generation (sich) sich immer in Gruppen, oder wenn sich diese Gruppen auch noch so kümmerlich bestritten, sie bleiben sich dennoch insofern einer tiefen Geistesgemeinschaft bewußt: es ging allen im Grunde doch um dasselbe, jeder sehnte einen anderen Weg ein, aber zu demselben Ziel. Wir Alten, der Rest jener Generation von 1885, bescheiden uns gern, wenn wir uns nur sicher fühlen, daß es überhaupt weiter geht, wohin immer. Was uns bekümmert, ist der Zweifel, ob überhaupt heute noch jener Zusammenhang vorhanden ist, der bis zum Kriege Literatur hieß, ob in zehn oder zwanzig Jahren noch möglich sein wird, was man bisher Literaturgeschichte nannte. Dazu gehört mehr als Aufklärung von Werken, ein bloßes Nebeneinander oder allenfalls Nacheinander von Dichtern und Dichtungen genügt nicht, erst von ihrer Beziehung aufeinander empfangen sie das rechte Licht. Literatur ist nicht eine Reihe von Monologen, sie ist ein Chor, ein Chor, dem der Dirigent nicht fehlen darf. Für Josef Plaut ist der Stamm, dem ein Dichter angehört, ist die Landschaft, in der ein Dichter aufwuchs, dieser gemeinsame Dirigent. Auch in Albert Coergels „Dichtung und Dichter der Zeit“ (M. Voigtländer-Verlag; Leipzig 1923) finden wir, indem der Verfasser die Gesalten der Zeit noch aneinander reißt, irgend einen verborgenen Ordner wahren, der immer aufs Gleichgewicht gerade den Dichter, den der Augenblick braucht, auf die Szene läßt. Ich bin nur neugierig, ob Coergel das auch in dem verheißenen zweiten Bande „Im Banne des Epreffionismus“ gelingen wird. Geschichte verlangt Gliederung, verlangt Ordnung, verlangt Sichtung. Wer nach einer Literaturgeschichte greift, will uns nur erfahren, was er lesen soll,

was zu lesen sich lohnt. Gibt es heute noch einen Kenner der neuesten Dichtung, der Antwort auf diese Frage des Lesers weiß? Wir leben doch jetzt in Literatur und Kunst sozuzagen jenseits von Gut und Böse. Nichts ist verboten, alles ist erlaubt, die Rangordnung ist zertrübt. Läßt sie sich erstehen?

Vor Jahren, als die deutsche Geistesbewirung eben erst begann, ging ich ein mit Steu-phan Zweig in Salzburg unsere via saora zum geliebten Gaisberg hinauf und das Gespräch kam auf den drohenden Verlust aller Autorität in der Kunst. Das Publikum aber braucht Autorität, es will Autorität, es traut dem eigenen Urteil, dem eigenen Geschmack nicht, es verlangt, daß wir ihm sagen, was ihm zu gefallen hat. Aber wir wüßten das doch selber nicht! Wie wahr, meinte Zweig, wenn wir, da man sich heute doch in allen Dingen mit „Erfolg“ begnügt, auch den Geschmack erheben, und da wir nun einmal demokratisch geworden sind, Autorität durch Abstimmung verurteilen? Irgend eine Zeitschrift sollte sich an eine Reihe nam-hafter Schriftsteller wenden mit der Bitte, daß sie ihr jeden Monat diejenigen neuen Bücher nennen, die sie vielleicht doch, ohne Mutmaßung, in den letzten Wochen bis ans Ende lesen konnten.

Zweigs Entfall leuchtete mir ein, doch mir vergaß ich damals. Es scheint mir an der Zeit, ihn wieder aufzunehmen. Welche Zeitschrift will's wagen? Für den Senat namhafter Schrift-steller scheinen mir berufen: vor allem, schon als Vater der Idee, Stephan Zweig selbst, dann der alles lebende Thomas Mann, Hofmannsthal, Tim Klein, Fonten, Walter Dehrendt, Branden-burg, Kerr, Luernheim und Salfer, lauter ausgesprochene Leser, denen es an offenkundigem Vertrauen nicht fehlt. Wollen Sie den Versuch wagen, lieber Georg Wittner?

Théâtre du Gymnase in Berlin

Henry Bernstein: Le venia (Das Gift)

Sonderbericht der Münchener Telegramm-Zeitung Berlin, 21. Jan.

Professor Eugen Robert, vom Gild der Kunst, das ihm nun schon zweihundertfünfzig Jahre alte, kaufte Vorstellungen der „Molok-Roman“, „Spiel im Schloß“ in der „Tribüne“ bezeich-net, hat es als erster unternommen, ein nicht für Großbühnen zusammengewürfeltes Ensemble nach Berlin zu bringen. Unter Leitung des Dramatikers Henry Bernstein in einem Stück von Henry Bernstein, der sich einen Reifer verdient hat, es „Der Döck“, „Israel“ oder „Katholiken“ waren, kann jedoch nicht auf seine Kosten, stehen konstruiert ein nicht sehr lebendiges Spiel von einem Schriftsteller, der zwar ein Frau sehr liebt, aber nur arbeiten kann, weil er in eine andere Frau verliebt ist und die Eifersucht und Schwermut genährt wird. Der winn des Abends waren die drei Frauen: blonde Polande Laffon, Yvonne de France, der Star des Ensembles Gaby Morlay.

Der Präsident der Akademie der Wissenschaften Professor Max Webermann, und der ständige der Sektion für Dichtkunst, Professor von Schöls, haben namens der Akademie und der Sektion Gerhart Hauptmann einen Brief an die Akademie der Wissenschaften von der Sektion Gerhart Hauptmann dieser

Individualismus gegen Sozialismus

Von Carl Wolfour

Carl Wolfour, der Ahtzigjährige, der als einer der Hauptkräfte der englischen Konservativen während des Krieges erster Lord der Admiralität und sodann Staatssekretär des Außenwars war, dem aber das Deutschland der Nachkriegszeit ein insofern zugute gehalten muß, daß er sich offen für die Rheinlandsräumung eingesetzt hat, äußert sich im folgenden geistvoll über den Individualismus und über die Folgen der Verwirklichung sozialistischer Ideen.

Eine der größten Schwierigkeiten bei der Behandlung einer Frage, wie sie uns der Individualismus oder der Sozialismus bietet, liegt darin, daß jeder von uns, ganz gleich, was er sonst sein mag, bis zu einem gewissen Punkte ein Sozialist ist. Wenn man unter Individualismus das versteht, was jeder von uns fühlt, nämlich daß er ein Individuum ist mit dem Verantwortungsbereich eines solchen und dem Pflichtgefühl, als solches sein Bestes zu tun, wie sollte dann nicht Individualist jeder der sein wollen?

Wenn man aber das Problem von der andern Seite betrachtet, was gibt es da, der nicht erkennen, daß die individuelle Einheit, abseits von der Gesellschaft, zu der sie gehört, ein hilfloses und möglicherweise sogar hoffnungsloses, ein feindliches Welt gegenübersteht? Selbst ein Robinson Crusoe war, bevor er das Glück hatte, seinem Vorgesetzten zu begegnen, solange er allein auf der unbewohnten Insel lebte, durchaus abhängig von der Gesellschaft, indem er von den Vorräten lebte, die er aus dem verlassenen Boot nach und nach in seinen Besitz brachte. Wenn wir überhaupt etwas sein wollen, müssen wir alle ohne Ausnahme im genauen Sinne des Wortes beides sein, sowohl Individualist als Sozialist. Das Genie an sich erscheint mir ganz und gar individuell. Ich will damit keinesfalls sagen, daß das individuelle Genie von der Gesellschaft unabhängig ist, zu der es gehört, aber die von ihm geleistete Arbeit, für die ihm die Welt dankbar sein muß, ist ohne Frage eine individuelle Handlung.

Wenn man diese allgemeinen Grundzüge und Wahrheiten als richtig anerkennt, wie es wohl in allgemeinen geschichtl. worin liegt dann der große Gegensatz, der, wie man hoffen darf, nur vorübergehend große Mengen von Menschen in allen zivilisierten Ländern der Welt trennt? Warum fühlen so viele von uns, daß das Wort Sozialismus in einer Form gebraucht wird, die in der Praxis ungeheuer, absolut zerstörend wirken würde? Ich selbst bin überzeugt, daß dieser Widerspruch zwischen Individualismus und Sozialismus, wenn er zur wirklichen Anwendung käme, schon auf halbem Wege den Ruin der Gesellschaft herbeiführen würde. Was ist es nun, das uns, die wir uns als Individualisten bezeichnen, so außerordentlich falsch vorkommt, wenn wir die Absichten des Sozialismus mit Bezug auf die menschliche Gesellschaft beleuchten?

Die allgemeine Forderung der Produktion ist und bleibt in einer Gemeinschaft die Hauptfrage. Wir verschwenden aufeinander viel zu viel Interesse an die Fragen, wie die Verdienste einzelner Wirtschaftsklassen, denen wir die Erzeugung von Kohle, Eisen, Getreide und andern verbanten, verteilt werden sollen. An sich eine wichtige Frage, aber nicht von fundamentaler Bedeutung. Wenn eine Gemeinschaft wirklich tüchtig und produktiv arbeitet, so kann man sich darauf verlassen, daß die Individuen, aus denen diese Gemeinschaft besteht, viel besser daran sind als einzelnlebende Individuen. Eine Zusammenarbeit kann aber von sehr verschiedener Natur sein. Wenn wir es ablehnen, uns Sozialisten zu nennen, so bedeutet dies nicht, daß wir an eine soziale Zusammenarbeit in der Produktion nicht glauben können oder wollen, sondern es bedeutet, daß wir eine Regierung, die zu ganz anderen Zwecken berufen worden ist, nicht als den richtigen Faktor anerkennen können, um eine gemeinsame wirtschaftliche Produktion herbeizuführen. Die Gemeinschaft, welche von einer Regierung oder einer Bureaucratie vertreten wird, die selbst eine politische Gemeinschaft darstellt, ist die schlechteste Form einer Gesellschaft, um die wirtschaftlichen Erfolge zu erzielen, von denen letzten Endes das Wohl und Wehe einer Nation abhängt. Niemand von uns wünscht ein individualisiertes Postamt. Die Natur und der Charakter dieser Einrichtung bringt es mit sich, daß sie im Sinne des politischen Sozialismus eine soziale Einrichtung sein muß. Glücklicherweise gibt es dabei keine Konkurrenz. Diese Einrichtung muß eine Sache der Regierung bleiben.

Wenn wir vom Sozialismus im politischen Sinne reden, vom sogenannten Staats-Sozialismus, dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß der Staat einen bestimmten Teil der Weltbevölkerung repräsentiert, der durch gewisse politische Grenzen abgegrenzt ist. Unser modernes System macht es notwendig, daß ein Staat im Ausland als Vertreter auftreten und im Inlande produzieren muß. Bei den modernen internationalen Beziehungen kann man im Ausland nur als Konkurrent mit anderen Staaten auftreten. Wenn unsere einheimischen Produktionsmittel und Organe minderwertiger sind als die unserer Konkurrenten, über die wir keine Kontrolle besitzen, und die nicht zu unserer Gemeinschaft gehören, so können wir eben nicht mit ihnen konkurrieren und nicht einmal das Rohmaterial heranschaffen, das unsere Fabrikation gebraucht, ganz abgesehen von den Lebensmitteln für unsere Ernährung.

Wenn jemand dagegen den Einwand erhebt, wir hätten viel größeres Interesse an den inneren Fragen der Verteilung als an den größeren und viel wichtigeren Problemen der Produktionsförderung, und wir bräuchten uns, im ganzen genommen, gar keine Sorgen zu machen, wenn unsere Arbeiter ihre Lebensbedürfnisse unter schwereren Bedingungen und weniger reichlich befriedigen könnten und dergleichen mehr, so ist dies keine Antwort auf unsere Fragen! So etwas mag ganz gut in Rußland möglich sein, wo der Lebensstandard verhältnißmäßig weit unter dem niedrigsten anderer Völker steht. Solange man dort noch genug Möglichkeiten besitzt, das Allernotwendigste an Nahrungsmitteln zu beschaffen, um dem Volke einigermaßen den Mund zu stopfen, können sich die Russen noch eine Weile weiter schleiern, um diese Lebensart zu behalten. Aber das ist eine sehr gefährliche Situation, wenn dabei tiefer sinken, wenn sie auch nicht notwendigerweise verhungern. Wenn wir nicht vorwärts schreiten, fangen wir an, zu verhungern. Wir müssen die Konkurrenzfrage lösen, indem wir unter Produktionsfragen so stark einsteilen.

haben, daß wir jederzeit den wechselnden Bedürfnissen der verschiedenen Märkte gewachsen sind, wie es die Umstände gerade erforderlich machen. Bei uns ist es nicht eine Frage des Verhältnisses im Bezug auf Lebensbedürfnisse und Zivilisation, sondern eine Frage von Leben oder Sterben.

Ich verstehe nicht, wie sich ein vernünftiger Mensch auf ein solches Experiment stellen kann, wie es der Staatssozialismus letzten Endes sein muß, einlassen kann, ohne die geringsten Beweise dafür zu haben, daß er erfolgreich sein könnte. Ich möchte allen ernstlichen Anhängern dieser Lehre von Staatssozialismus, der meiner Ansicht nach die falsche Art des Sozialismus darstellt, weil er die Gesellschaft zu einem Erfolge führen will, den er aber absolut nicht verbürgen kann, folgende Fragen vorlegen:

Erstens: Ist dieses Experiment schon jemals versucht worden? Und wenn dies der Fall ist, ist ein solcher Versuch nicht stets mißlungen? Es hat Momente nationalen Wahnsinns gegeben, wie zum Beispiel in Frankreich 1848, wo man ein solches Experiment versuchte. Aber hat sich der Sozialismus jemals in irgend einem Staate bewährt? Wie uns allen bekannt ist, ist in Rußland, das im Grunde genommen ein Land des Ackerbaues ist, keiner der Ackerbau treibenden Bewohner ein Sozialist. Ein jeder ist Befürworter seiner Scholle. Das heute der russischen Regierung eine große Sorge bereitet, ist, darauf zu achten, daß kein Bauer, so tüchtig und erfolgreich sein darf, daß er etwa mehr als einer seiner Nachbarn werden könnte. Sie bleiben aber alle Landeigentümer, nicht Sozialisten! Das Experiment ist bei ihnen nie versucht worden! Die zweite Frage ist: Kennt jemand einen wirklich tüchtigen modernen Staat, in welchem man die größten Annehmlichkeiten des Lebens findet und dessen Lebensstandard nicht den anderer Länder von geringerer Leistungsfähigkeit bei weitem überflügelt? Ich glaube nicht, daß es so etwas gibt!

Der einzige Pfad zur wirtschaftlichen Höhe, den wir beschreiten müssen, um die materiellen Lebensverhältnisse unserer Bevölkerung zu heben, ist der Pfad zur vermehrten Leistungsfähigkeit unserer Arbeit! Hierunter dürfen wir nicht die Arbeit unserer Hände allein verstehen, sondern alles, was zu den Gebieten der Wissenschaft, der Erfindungen, der Organisation zur Entfaltung aller Weltmärkte und die mannigfachen verschiedenen Interessen einer großen Gemeinschaft gehört. Dies versteht ich unter „Arbeit“ und Leistungsfähigkeit in jenem weiteren Sinne, wie er unseren Lebensstandard 1927 auf eine solche enorme Höhe gebracht hat.

Es kann gar nicht genug reiche Leute geben! Das Problem bleibt, wie wir, die menschliche Rasse, aus den natürlichen Quellen der Welt, in der wir leben, den größten Reichtum herauszuholen können, den der menschliche Fortschritt und das menschliche Wohlbefinden zu seiner Verwirklichung braucht.

Anglo-American N. S. Copyright

Personalnachrichten. Der ehemalige bulgarische König Ferdinand ist gestern zu einem dreiwöchigen Besuch in Buenos Aires eingetroffen. Die juristische Fakultät der Universität Erlangen hat dem Vorkämpfer im Weltkrieg, Generaloberst a. D. v. Klud, die Würde eines Dr. jur. h. c. verliehen.

Theater und Kunst

Piscatorbühne

Mag Brod und Hans Reimann: „Die Abenteuer des braven Soldaten Schweyk“
Sonderbericht der Münch. Telegramm-Zeitung
Berlin, 23. Jan.

Als die mit Vorwürfen überladen am reichsten bedachte Premiere der Saison, als Großart aller Regieklünfte im bühnenin geprüften, startete dieser Schweyk zu einem langweiligen Märchen durch den Weltkrieg, der vom Knattern eines Trottoirantlants begleitet, in müder Debe versandte. Szenen aus Gogols viel gelobten Buch mühsam zusammengeleitet, geben eine Fülle nicht etwa um die große Kunst Max Wallenbergs zu zeigen, sondern um technisch unperfekte Bühnennachahmungen vorzuführen, deren Kern schon allein genügt hätte, um auch das wichtigste Wert um seinen Erfolg zu bringen. Gewiß, Piscators Idee, zwei laufende Bänder quer über die Bühne gehen zu lassen, ist ausgezeichnet und ergibt theatralische Möglichkeiten. Wenn Schweyk durch die Straßen Wiens spaziert oder seinen endlosen Marsch nach Budapest unternimmt, ziehen am Hintergrund auf der Leinwand Häuser und Bäume vorüber, während er selbst marschiert, marschiert, marschiert. Häuser, Telegraphenmasten, Menschen fahren an ihm vorüber und er läuft endlos von Schauplatz zu Schauplatz; für eine kurze Szene ist das belustigend, auf die Dauer erdötet der Rummel jede Wirkung.

Mit Piscators politischen Absichten zu rechten, wäre sinnlos. Noch nie hat ein Theaterleiter so offen seine Tendenz plaktiert, wie er. Diese Ehrlichkeit spricht ebenso stark für Piscator, wie es gegen sein Publikum — soweit es sich aus Berlin W. zusammensetzt — spricht, daß es gerade dieses Theater bevorzugt, in dem ihm das Gegenteil seiner Bestimmung mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ferniert wird.

Ueber die Durchführung als solche ist nicht viel zu sagen. Gute Schauspieler kämpften erfolgreich gegen mechanische Tricks, und es bedurfte der großen Kunst Max Wallenbergs, um wenigstens Momente für das Theater zu retten. Alles andere verschlang die theoretisch glänzenden, aber in der Praxis ungekonnten Versuche eines entsetzten Technikers.

Wie uns aus Wien berichtet wird, kehrt Clemens Kraus, der während der letzten drei Jahre in Frankfurt als Generalmusikdirektor wirkte, vorher aber an der Wiener Staatsoper Kapellmeister war, nunmehr als erster Kapellmeister an die Wiener Staatsoper zurück. Der Abschluß des Vertrages ist nur noch davon abhängig, ob sich Kraus in Frankfurt frei machen kann, und ob das österreichische Finanzministerium zu diesem Engagement seine Zustimmung gibt, woran allerdings nicht gezweifelt werden kann. Im Sommer des vergangenen Jahres haben auch mit Bruno Walter, dessen Charlottenburger Vertrag mit Ende der laufenden Saison abläuft, Verhandlungen stattgefunden, jedoch sind diese über die erste Fühlungnahme nicht hinausgekommen. Bruno Walter wurde bereits vom Charlottenburger Opernhaus ein neuer Vertrag unter glänzenden Bedingungen angeboten. — Dagegen wird uns von maßgebender Seite mitgeteilt, daß die in den letzten Tagen sowohl in Wien wie auch in Deutschland mehrfach verbreiteten Gerüchte, der Direktor der Wiener Oper, Franz Schalk, sei antinüchtern und wolle von seinem Posten scheiden, völlig aus der Luft gegriffen sind.

Sofmannsthal in München

Seite früh ist Hugo v. Sofmannsthal in München eingetroffen, um den Proben seines Dramas „Der Turm“, das am 4. Febr. im Prinzregententheater zur Aufführung gelangt, beizuwohnen. Wir treffen den Dichter in der Halle seines Hotels, und Hermann Bahrs jüngster Vorschlag in der „Münchener Telegramm-Zeitung“, es mögen namhafte literarische Persönlichkeiten in der Desfentlichkeit jene Bücher nennen, die ihnen unter den neu erschienenen als die besten erscheinen, bringt rasch das Gespräch in Fluß. „Ich begrüße durchaus“, sagt Sofmannsthal, „die gemeinsame Anregung Hermann Bahrs und Stephan Zweigs. Erst unlängst sagte mir ein bekannter Hochschullehrer, er habe vor lauter marktschreierischer Bücherreklame das Lesen fast vollständig aufgegeben, da er nicht wisse, was eigentlich zu lesen ist verlohne. Nur fürchte ich, daß der deutsche Partikularismus die Aufstellung und Anerkennung der von Bahrs geforderten maßgebenden Autorität erschweren wird. Fruchtbar scheint mir der Zusammenstoß in der Leipziger „Mensch“ zu größeren „Bücherflüssen“, wie es in Hamburg einen gibt, der an seine Mitglieder regelmäßig wertvolle Bücher ausgibt, in diesem Jahre z. B. Werke von Binding und Carossa, und außerdem regelmäßige Listen empfehlenswerter Lektüre veröffentlicht. Die Idee, die solchen Vereinigungen zugrunde liegt, scheint mir eine glückliche Ergänzung der Bahrschen Anregung zu sein.“

Gern hätte ich vom Dichter noch Genaueres über den „Turm“ gehört. Aber Sofmannsthal hält zurück. Begründlich: Die Ausführung soll das Stück erst offenbaren. Aber man weiß schon, daß keine Frau eine Wölfe darin spielt.

Ein historisches Stück? — Professor Becker hat es richtiger als überhistorisch bezeichnet. Das geistige Gesicht der politischen Mächte ist darin aufgedeckt, das Ringen der Parteien um die Macht in eine dichterische Form gebracht. Sofmannsthal sieht nach der Uhr. — Zeit zur Probe? — Nein, aber ich möchte wissen, wo mein Koffer bleibt!

So ein Dichterkoffer ist kein gewöhnliches Gebälk. Sofmannsthal bestatigt mir, daß er das Manuskript eines neuen Werks enthält, das er nicht verlieren möchte, da es das einzige ist und nicht neu geschrieben werden könnte. Und er erinnert an den tragischen Fall eines anderen Dichters, dem bei Kriegsende eine Kiste mit seinen sämtlichen unvollendeten Manuskripten abhandeln kam, und der damals einbeige an seinem Versteck verzweifelt wäre. Jeder Dichter ist eben verpackt mit seinem Werk; es ist ein Stück von ihm, und solange er daran arbeitet, empfindet er eine räumliche Trennung geradezu als physischen Schmerz.

Doch liegt kein Grund vor zu pessimistischen Gedanken. Die Reichsbahn funktioniert! Die Münchner Atmosphäre ist dem Dichter vertraut; er wird sich in den kommenden Tagen heimisch fühlen. Das besagt sein lächelnder Händedruck und der wienische Tonfall seines Wortschatzes.

Sechstes Akademiekonzert

Nach dem mannigfachen Abenteuerzügen ins dunkle Land der Neutöne wieder einmal ein Abend mit echter, vollwertiger Musik. Mozart, Bruchner und Reger kamen in dem — übrigens allzu umfangreichen — Programm zu Wort. Von Reger die Serenade op. 95 zu Beginn des Konzertes. Ein Werk, das seinen Ausmaßen nach eine große Sinfonie genannt werden kann, und das die Bezeichnung „Serenade“ nur soweit mit Recht trägt, als das thematische Material meist allzu intimen und verjüngten Charakter trägt, um für eine richtige Sinfonie auszureichen. Wühlende Romantik atmet diese Serenade, der Orchesterlauf häufig an Brahms gemahnend, ist äußerlich langweilig, die Tonsprache im höchsten Maße geistlich. In der Mitte des Programms hand die konzertante Sinfonie für Violine und Viola in Es-dur von Mozart, technisch unantwärtig von Maximalismus und Philipp Haas vorgetragen. Dieses — mit Ausnahme des Schlußsatzes — auf einen seltsam melancholischen Grundton gestimmte Werk verdrängt sich im Unbante zu tiefer, verklärter Schönheit. Zum Schluß erklang Bruchners Siebente. Das Streben, die Schätze möglichst geschloffen herauszubringen und vor Verschleierung zu bewahren, verleitet Knappertschuß manchmal zu einer übertriebenen Verschleierung bei Stellen mit den Bezeichnungen „ruhig“, „sehr feierlich“, „breit“ u. s. w.; gewiß nicht die rechte Art, Bruchners weiten Ausmaßen gegenüberzutreten. Immerhin fördern solche Einzelheiten nicht so, daß der Eindruck getrübt worden wäre. Das Publikum dankte mit lebhaftem Beifall.

Der russische Bassist Michail v. G. Sitovskij stellt vom ersten Augenblick an durch den großen Umfang seiner Stimme und die Fülle und Gewalt seines Organs. Sein vorzüglichstes Ausdrucksgebiet ist das Stolz und Kriegerische Herbe, sowie der breitströmende Wohlklang mächtiger Urkraft. In dieser Hinsicht waren ein paar Stücke von Döbl und der schöne Gesang „Seid mir gegönnt“ von Tschalkowsky Höhepunkte des Abends. Das Beste aber gab der Künstler mit dem Vortrag einiger Weisen von Mussorgski.

Indianerbesuch bei Karl Mays Witwe



Frau May begrüßt in Dresden einen 103 Jahre alten Indianerhäuptling

DAS GESPENST IM LOUVRE

Abenteuer-Roman v. Fr. K. Falkenberg

14. Fortsetzung

Zuliette lief rasch in das Vestibule, eilte die Stiege hinauf, betrat den Treppenaufgang des ersten Stockes, öffnete die Türe des für Frau Maurice bestimmten Zimmers und schaltete das elektrische Licht ein. Bald darauf erschienen Frau Maurice und Maurice de Thouras auf der Schwelle.

„Mein Herr“, sagte die Schwester von Fräulein Desroches, „ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen und Fräulein Bergen für die rührenden Aufmerksamkeiten, die Sie mir erweisen, danken soll.“

„Das ist doch selbstverständlich!“
„Glauben Sie mir, ich werde es Ihnen nie vergessen.“
Maurice de Thouras drückte auf die ihm gereichte Hand der jungen Frau einen respektvollen Gruß, dann machte sie einige Schritte in das Zimmer hinein...

„Wünscht die gnädige Frau, daß ich ihr beim Entkleiden behilflich bin?“
„Nein, meine Liebe. Gehen Sie zu meiner armen Schwester zurück.“
Die Kammerfrau verließ gehorzaam das Zimmer. Als sie durch das Vestibule ging, begegnete sie Maurice de Thouras, der ihr sagte:

„Wollen Sie bitte Fräulein Bergen sagen, daß ich hier bleibe, und wenn sie müde ist, ich sie abholen werde.“
„Aber Herr Graf“, erwiderte Zuliette, „ich kann ganz gut allein bleiben.“
„Der Tod erschreckt Sie also nicht?“

„Nein, Herr Graf. Wie der gute Herr in meinem Heimatort sagte, man ist niemals mit den Toten allein... Ihre Seele ist stets gegenwärtig.“
„Gut, gehen Sie... Ich will ein wenig ruhen... Im übrigen werde ich rechtzeitig zu Ihnen kommen.“

Maurice de Thouras ging in den großen Salon und setzte sich in ein Fauteuil. Sein Gesicht trug den Ausdruck großer Müdigkeit und Kummer, während er sonst eine Miene der Gleichgültigkeit, die er als zum guten Ton gehörend, zur Schau trug. Er hatte zweifelsohne Simone wirklich geliebt und er, der Stutzer, der so viele schöne Augen weinen machte, litt jetzt selbst grauenhafte Schmerzen. Während Zuliette in das Atelier ging, schloß er, augenscheinlich gebrochen, die Augen, um im Schloße momentane Vergessenheit für seine Verzweiflung zu finden.

Zuliette blieb einen Augenblick stehen, um Maurice de Thouras, durch die Fensteröffnung, die zum Garten führte, anzusehen.

„Wie sehr hat er sie geliebt und wie unglücklich muß er jetzt sein!“
Dann ging sie zum Atelier. Sie machte einige Schritte und blieb stehen. Sie glaubte, einen Arm wie anbauendes Blätterrauschen, dem eine absolute Stille folgte, zu hören. Sie wartete einen Augenblick mit geistigen Ohren... Aber in der dunklen Umgebung blieb es weiter still. Eine unwillkürliche Angst bemächtigte sich ihrer. Sie beschleunigte ihre Schritte und durcheilte fast laufend die Gartenallee, welche vom Hause zum Atelier führte. Als sie in dieses große Gemach eintrat, dessen geschloßenes Fensterlicht verteilte Deckenleuchtungen ein lebhaftes und strahlendes Licht verbreiteten, war Elsa Bergen damit beschäftigt, einige Rosen anzusehen, die vom Divan auf den Teppich gefallen waren.

Fräulein Bergen bemerkte die Erregung, die die Kammerfrau zur Schau trug, und fragte sie: „Was gibt es denn, Zuliette? Fühlt sich Frau Mauroy noch immer leidend?“

„Nein, mein Fräulein, ich...“
Sie schwieg, als ob sie nicht zu sagen magte.

„So reden Sie doch...“, forderte Fräulein Desroches auf.
Zuliette entschloß sich, zu sagen: „Mein Fräulein, ich höre soeben im Garten einen eigentümlichen Lärm.“
„Was denn?“
„Man möchte sagen, daß in dem Gebüsch das Gespenst verhiert, irgend jemand herstreift.“
Ganz blaß fügte sie hinzu: „Wenn es wieder das Gespenst wäre!“
„Über, meine Kleine“, sagte die Gesellschaftsdame, „sehen Sie sich doch nicht solche Dinge an.“
„Das Gespenst wird hier nicht mehr erscheinen...“ Herr Chanteco hat es uns bewiesen und was sollte es hier auch suchen?“
Kaum hatte Elsa Bergen diese Worte gesprochen, als mit einem Male die Leuchte erlosch und im Atelier kein Licht als jenes der auf dem Statuettisch stehenden Kerzen herrschte. Die beiden Fräulein ergriffen ein Gefühl des Schreckens. Sie sahen... unbeweglich... die Augen auf...

„Der verfilmte Roman ist zur Zeit zu sehen“
REGINA-IMPERIAL
Lichtspiele
Theater

Neue Türe gerichtet, die sich im Hintergrunde der Halle befand und durch eine Lade verriegelt war. Diese öffnete sich zuerst langsam und dann mit einem Ruck.

Ein Schrei des Schreckens entfuhr den beiden Frauen. Das Gespenst stand auf dem Türschwelle.

Zuliette, wahrscheinlich vor Furcht, wollte mit einer Stimme, die in ihrer Kehle erstickte, um Hilfe rufen. Sie hatte keine Zeit dazu, bevor ihr auch sie zu und verlorste ihr mit dem fürchterlichen Lächeln eines Schlangens Genie. Die Unglückliche brach zusammen und auf ging das Phantom zum Körper von Simone, nahm ihn in die Arme und verlorste mit ihm durch die keine Türe, durch die sie getreten war.

Zuliette, die das Bewußtsein nicht verloren hatte, wollte sich erheben, hatte nicht die Kraft dazu. Sie schleifte sich an Armen bis zur Türe, welche in den Garten führte und vermochte nur mit sehr großer Anstrengung sie halb zu öffnen. Mit freier Stimme schrie sie dreimal in die Nacht hin: „Du Hilfe! Du Hilfe! Du Hilfe!“
Maurice de Thouras, der gerade eingetreten begann, sprang mit einem Satz auf, sich in den Garten und drang in das Atelier ein.
Zuliette, wahrscheinlich vor Furcht, Klammernd sich an ihm und riefelte: „Das Gespenst... hat soeben... Fräulein... fortgeschleppt...“
Maurice de Thouras, wie vom Blitz getroffen, richtete seine Blicke auf den Divan, auf welchem man noch mitten unter den in Unordnung gedachten Blumen die Eintrübe der Leiche welche Welphegor soeben weggeschleppt hatte, erblickte.
Er beugte sich zur Kammerfrau nieder und wollte sie befragen.
Aber das brave Mädchen, mit seinen Füßen zu Erde, lag ohnmächtig auf dem Boden.
(Fortsetzung folgt)

FÜR DEN BALL
● DEN STOFF
● DAS KLEID
● DEN HUT
MAX HINZELMANN
KAUFINGERSTRASSE 22

Max Meus
„Nachfolge Christi-Spiel“
Im Wiener Burgtheater
Sonderbericht der Münchener Telegramm-Zeitung
Wien, 23. Jan.

Aus reinen, klaren Motiven geboren, vereint dieses Spiel Welt und heilige Ueberlieferung und weiß solche Verbindung überdies zu theatralischer Wirklichkeit zu steigern. Es hält zwischen weltlichem und geistlichem Theater, ungeachtet der Mitte; das Mysterium wird bloß zu sanfter Zeilnahme herangezogen — das vollständige Element überwiegt. Dieses Spiel ruht auf der Erde; es bequemt sich mit einem frommen Symbolen belastet und verzichtet darauf, Ueberirdisches in seinen Kreis zu ziehen. So gar das Wunder, das sich ereignet: das Sterben eines um die gleiche Gnade lebenden Menschen — ist durchaus möglich im irdischen Bereich und bedarf keiner Verteidigung vor den Ungläubigen.

Max Meus hat eine Wallade dramatisiert; ihr worden sein. Er hat ihn umgeformt, ohne ihn wesentlich zu verändern. Was sich ergibt, ist rasch erzählt: Der Schloßherr, der als Kreuzfahrer empfi die Freundschaft eines Sarazenen und zugleich ein kostbares Schwert erhielt, das ihm und seinem Weib bisher vor den das Land belagernden Türken Ruhe verschafft hatte, wird eines Tages durch den Ueberfall von Dorfbarren überfallen, die vor den Landfremden Vorhaben keine Gnade gefunden hatten. Der Schloßherr wird von dieser Bande im eigenen Hof ans Kreuz geschlagen. Dort hängt er, ob er sterben soll. Da naht unversehens die Rettung: fälschliche Soldaten bringen ein, sehen die Unholde gefangen, befreien den Schloßherrn und beurteilen die Mörder zum Tode. Was terner jedoch nicht zulassen will; seit er getreuzigt

war und so die Nachfolge Christi angeht, hat, wandelt er auch dessen Weg, hält er seinen Sport und erscheint als der Jüngling der Reinger. Da der Hauptmann seiner nicht willfahren will, erlöst er ein Weib und erleidet seinen Tod. Woraus der Hauptmann die Exekution ansagen läßt und Mörder statt vor dem Richtstuhl vor dem Kreuz in die Knie sinken.

Eine Wallade; in schlichter Reime gebunden, ebenso schlicht vorgetragen, für schlichte Gemüter berechnet. Ein Abend, der schlicht und übersichtl. Raoul Halans Schloßherr und wohlthuender Einfachheit; Maxs Drama bestand neben ihm in Ehren. Derzeitige hatte für ein in allen Teilen lebendiges Gefüge. Die Ausführung ging painföullos über; nach dem letzten Vorhangsfall demonstrierter Beifall immer wieder den Zeter.

Germann Bahr hat soeben ein Lustspiel in drei Akten, „Die Lante“ vollendet. Generalintendant Baron Frankenstein weilt in den letzten Tagen in Wien.

Im Zivilprozeß, den der russische Kammerrentat Dimitri Rubinstein gegen Bischof angestrengt hatte, weil in „Rubin“ seine Person auf die Bühne gebracht und weil in ehrenrühriger Weise von ihm Rede ist, hat jetzt das Landgericht in Moskau verurteilt, wonach der Biscator-Bühne verboten ist, ehrenrührige Bemerkungen Rubinstein zu machen und die Person Rubinstein auf die Bühne zu bringen.

Franz Lehár's neue Operette, das „Friederke“, nach von Derzer und Schneringer, das die Lebensperiode Goethes mit Rubinstein behandelt, wird seine reiche Ausstattung aufgeführt Anfang Oktober im Berliner Theater des Weizens mit Richard Tauber in männlichen Rollen.

SPO
Hotel Gib...
Garmis...
Hotel Gib...